

"Viele Politiker sind rundgeschliffen wie Eierkohle"

Von Daniel Friedrich Sturm 24. Dezember 2009, 04:00 Uhr

Peer Steinbrück über seine Schachpartien mit Helmut Schmidt, Willy Brandts Depressionen und das Personal der Parteien

Von der ersten Reihe der Politik ist Peer Steinbrück im zu Ende gehenden Jahr auf die Hinterbank des Bundestags gewechselt. Als Finanzminister war der Sozialdemokrat eines der Gesichter der großen Koalition - und Angela Merkels markantester Kopf im Kabinett.

DIE WELT: Herr Steinbrück, spielen Sie seit der Bundestagswahl mehr Schach als in all den Jahren zuvor?

Peer Steinbrück: Nein, nicht mehr als vorher. Aber immer wieder, mal mit dem Schachcomputer, aber am liebsten mit einem Partner: meinem Sohn, den Freunden meiner Töchter, gelegentlich mit Otto Schily, ein- oder zweimal im Jahr mit Helmut Schmidt.

DIE WELT: Wie gehen Ihre Parteien mit Otto Schily und Helmut Schmidt aus?

Steinbrück: Darüber reden wir nicht.

DIE WELT: Sie haben über 30 Jahre lang regiert. Als Mitarbeiter im Bau- und Forschungsministerium, Kanzleramt, in NRW und Schleswig-Holstein, als Staatssekretär, Minister, Ministerpräsident und Bundesfinanzminister. Nun sind Sie Abgeordneter im Bundestag. In der Opposition. Das muss doch furchtbar sein, oder?

Steinbrück (lacht): Ganz neu ist die Erfahrung nicht. Aus der Froschperspektive habe ich die Niederlage 1982/1983 erlebt. Im Jahre 2005 habe ich als Ministerpräsident eine Landtagswahl verloren. Ich bin also trainiert bei dem Weg von der Regierungsbank in die Opposition. Diese Wechsel gehören zur Demokratie. Ich habe das bei meiner Amtsübergabe an Herrn Schäuble versucht, in Stil und Tonfall deutlich zu machen. Dazu gehört, dass man sich nicht ständig kratzbürstig zur Tagespolitik äußert.

DIE WELT: Ihr Weg in die Sozialdemokratie war nicht vorgezeichnet: Ihr Vater war Architekt und wählte CDU. Ausgerechnet ein Offizier bei der Bundeswehr warb Sie 1969 für die SPD. Wie überzeugte er Sie?

Steinbrück: Mein Vater wählte bis 1965 CDU, dann Willy Brandt. Meine Mutter wählte SPD, sie ertrug den Muff und Mief der Adenauer-Zeit nicht. Beide wandten sich gegen die Lebenslügen hinsichtlich der Ostpolitik, die ja mit den Anführungsstrichen für die DDR auch in Ihrer Zeitung, von uns abonniert, gepflegt wurden. Ich selbst habe schon als Schüler das relativ autoritäre, hierarchische Denken infrage gestellt und war vom Konzept des "Bürgers in Uniform" angetan. All das führte mich in die SPD.

DIE WELT: Norddeutschland, Bundeswehr, Helmut Schmidt, Verantwortungsethik - diese Begriffe schildern Ihre politische Welt ...

Steinbrück: ... Das dementiere ich nicht und finde daran nichts merkwürdig. Jede Partei sollte froh sein, wenn sie ein breites Spektrum unterschiedlicher Charaktere, Typen und Meinungen abbildet - solange sie sich in einem programmatischen Gefäß wiederfinden.

DIE WELT: Konnten Sie mit den friedensbewegten und den oppositionsgeprägten Gesinnungsethikern in Ihrer Partei umgehen?

Steinbrück: Ja - solange sie argumentierten. Wenn es besessene und missionarische Züge annahm und jeder Meinungsunterschied als Verrat angesehen wurde, da wurde es schwierig.

DIE WELT: Oft haben Sie gesagt: "Die Welt kümmert sich nicht darum, was der SPD-Ortsverein Ober- oder Niederdollendorf beschließt." Das war ein deutlicher Fingerzeig in diese Richtung, oder?

Steinbrück: Dieser Satz sagt nichts anderes als Willy Brandts Hinweis, die SPD sei keine Weltmacht. Komisch, der Satz von Brandt ist akzeptiert worden. Mein Hinweis hingegen, der Ortsverein Bad Godesberg-Süd werde General Schwarzkopf nicht überzeugen, den Angriff auf den Irak zu verschieben, war politisch nicht korrekt.

DIE WELT: Sie haben der SPD vorgehalten, sie führe sich wie eine "Heulsuse" auf.

Steinbrück: Ja, gut. Auf der einen Seite werden Politiker gewünscht, die kantig, direkt und bildlich formulieren. Wenn sie es tun, wird das als Provokation oder als Skandal wahrgenommen. Ihre Branche macht das kräftig mit. Über diesen Mechanismus, das Verhältnis von Provokation und Empörung, sollten Parteien und Medien mal nachdenken.

DIE WELT: Sie haben sich über Floskeln immer wieder mokiert. Sie haben Begriffe wie "Bullshit" oder "Arsch" verwendet ...

Steinbrück: ... Nie! Nie öffentlich.

DIE WELT: Aber in Sitzungen.

Steinbrück: Da waren aber nur wenige dabei.

DIE WELT: Haben Sie Ihre Kinder zur Wahl der Sozialdemokraten überzeugen wollen und können?

Steinbrück: Nein. Ich habe die niemals agitiert. Auch nicht in Bezug auf ihre Schullaufbahn, Studium oder Beruf. Das war goldrichtig. Alle drei gehen einen tollen Weg. Eine Tochter ist der SPD beigetreten - aus politischer Sympathie, nicht als aktives Mitglied. Die anderen sind keine geborenen CDU-Wähler.

DIE WELT: Im SPD-Ortsverein Bad Godesberg-Süd will sich Ihre Tochter nicht engagieren?

Steinbrück: Nein. Sie wohnt woanders und zählt als Berufstätige zu den "Zeitarmen", wie Peter Glotz sagte. Die Zeitreichen hingegen haben die Zeit, die Ochsentour in der SPD zu bestreiten. Leider haben die Zeitreichen am wenigsten mit sich ändernden Lebensrealitäten und Wirtschaftsverhältnissen zu tun. Dieser Auswahlmechanismus ist ein Problem. Die Zeitarmen haben die direktere Fühlungnahme mit dem Wandel, haben aber leider keine Zeit, sich auf Parteitag durchzusetzen. Das führt dazu, dass in der SPD Angehörige des öffentlichen Dienstes überproportional vertreten sind.

DIE WELT: Sie waren Referent des kürzlich verstorbenen Hans Matthöfer und Büroleiter von Johannes Rau. Wer beeindruckte Sie am meisten?

Steinbrück: Jeder auf seine Art und Weise. Ich kenne kaum einen Politiker, der integrierter war als Hans Matthöfer. Er war ein Ökonom mit Moral, sehr belesen und verstand Wirtschaftspolitik als Gesellschaftspolitik. Ein Typ wie Matthöfer fehlt uns. Johannes Rau hat mich ebenso beeindruckt. Er war ein klug abwägender Politiker. Volker Hauff hätte ohne das Ende der Regierung Schmidt sicher noch eine große politische Karriere gemacht. Unter den Kanzlern sticht für mich Helmut Schmidt heraus.

DIE WELT: Die meisten Sozialdemokraten nennen da Willy Brandt. Was fasziniert Sie an Schmidt?

Steinbrück: Sein Arbeitsethos, das Pflichtgefühl. Der kantsche Imperativ. Augenmaß. Verlässlichkeit. Ich weiß um Brandts Stilisierung, letztlich hat er mich in die SPD geführt. Aus historischer Perspektive aber relativiert sich einiges.

DIE WELT: Was?

Steinbrück: Brandt hatte bedenklich lange Phasen von Depressionen - als Kanzler, als deutscher Regierungschef wirft das Fragen auf. Die Welt der Ökonomie war ihm fremd. Das macht mich im Nachhinein skeptischer.

DIE WELT: Das wäre einem Kanzler wohl heute kaum mehr möglich.

Steinbrück: Nein. So wenig allerdings wie die Tatsache, dass Schmidt als Kanzler wegen gesundheitlicher Probleme gelegentlich ins Koblenzer Krankenhaus gebracht werden musste. Das konnte damals vollständig geheim gehalten werden.

DIE WELT: Was sagen Sie denen, die Figuren von damals wie Adenauer, Wehner und Schmidt hervorheben und heute ein Mittelmaß beklagen?

Steinbrück: Das ist eine sehr kitschige Frage, weil ich weiß, dass alle älteren Männer auf die viel besseren Zeiten von früher verweisen. Trotzdem halte ich daran fest. Das politische Personal der Fünfziger-, Sechziger-, Siebzigerjahre war markanter als heute. Es gab bei ihnen fast eine Pflicht, Deutschland wieder auf die Beine zu bringen. Es gab gebrochene Biografien, die aber profilbildend waren. Die freie parlamentarische Rede war eine durchgängige Qualität dieser Politiker - und zwar in allen Parteien. Wir hingen doch an den Fernsehern, um Bundestagdebatten zu verfolgen!

DIE WELT: Und heute?

Steinbrück: Der Auswahlmechanismus politischen Personals bringt heute eine schlechtere Qualität mit sich. Vielleicht ist die Profession des Politikers auch so wenig attraktiv, dass die besten Köpfe sich woanders engagieren. In der Jungen Union und bei den Jusos planen heute Leute mit 20 bis 25 ihre politische Karriere und sind auf dem Karriereweg nachher rundgeschliffen wie Eierkohle.

DIE WELT: Sie haben einmal ausgerechnet, dass Sie als Ministerpräsident auf einen Stundenlohn von 40 Euro kamen.

Steinbrück: Richtig. Ich erhielt einen Stundenlohn von 40 Euro netto und konnte das nachweisen. Damit fühlte ich mich nicht überbezahlt. Es gibt aber leider in Deutschland die Erwartung, ein Politiker müsse herausragende Leistungen bringen, solle aber schlecht ausgestattet arbeiten und leben. Das ist bigott, grotesk und idiotisch.

DIE WELT: Inzwischen leben Sie schon lange in Bonn. Wie kamen Sie als Hanseat mit den Rheinländern zurecht?

Steinbrück: Ich bin kein Karnevalist, aber vieles an den rheinischen Frohnaturen gefällt mir. Besonders ihre Selbstironie gefällt mir. Neulich etwa gewann Hoffenheim gegen den 1. FC Köln in Köln 4:0. Darauf drehten sich die Kölner Fans mit den Rücken zum Spiel und begannen Karnevalslieder zu singen. Das muss erst einmal eine Fangemeinde nachmachen!

DIE WELT: Was mögen Sie an den Norddeutschen?

Steinbrück: Die reden keine Girlanden. Kommen zum Punkt. Sind trocken. Aber für sie fängt südlich der Harburger Berge der Balkan an. Ein Schleswig-Holsteiner verreist nicht südlich der Elbe, sondern nur nach Dänemark oder Schweden. Wenn sie sich dann mal im Sauerland verirren, halten sie das für die Alpen. Das passiert allerdings den Niederländern auch. Davon lebt der Tourismus dort.

DIE WELT: Als Finanzminister hatten Sie das Ziel eines ausgeglichenen Haushalts. Erfüllt es Sie mit Bitterkeit, dass das gescheitert ist?

Steinbrück: Das ist einer Entwicklung geschuldet, die keiner vorgesehen hat. Wir mussten etwas in der Perspektive eines Einbruchs von minus fünf Prozent der Wirtschaftsleistung unternehmen. Die Konjunkturprogramme waren nur über Schulden zu finanzieren. So kommt es 2011 nicht zum ersten ausgeglichenen Haushalt seit 1969. Eine gewisse Wehmut, nicht Bitterkeit, schwingt da mit.

DIE WELT: Haben Sie mit der Wahlniederlage der SPD gerechnet?

Steinbrück: Ich habe sie und den Gang in die Opposition für möglich gehalten. Aber ich habe eher mit 25 oder 27 Prozent für die SPD gerechnet - nicht mit 23 Prozent.

DIE WELT: Was haben Sie gedacht, als Franz Müntefering im Wahlkampf sagte: "Frau Merkel kann die Umzugskisten packen"?

Steinbrück: Ich wusste, dass dieses Bild nicht ankommt. Weil es keiner glaubt. Man darf zuspitzen, Polemik im Wahlkampf ist erlaubt. Ich bin da ja kein Waisenknabe. Aber das verwendete Bild soll natürlich den Adressaten erreichen. Ist es eine völlige Verzeichnung, ist es kontraproduktiv.

DIE WELT: Vermissen Sie Frau Merkel?

Steinbrück: Nein. Das Gute an Demokratien ist: Es gibt keine physisch Verletzten. Wenn der Pharaon umkommt, auf welchem Weg auch immer, wird man nicht mit ins Grab gelegt.

DIE WELT: Wo verbringen Sie Ihren Weihnachtsurlaub? Vielleicht in der Schweiz?

Steinbrück (lacht): Neulich wurde ich in der Schweiz zu einem Vortrag erst ein- und dann wieder eingeladen. Ich weiß gar nicht, warum. Weihnachten sind wir mit der ganzen Familie zu Hause. Anfang Januar bin ich mit meiner Frau privat nach Wien eingeladen. Also immerhin ins

Nachbarland.

Das Gespräch führte Daniel Friedrich Sturm
